



Online-Rezensionen des Jahrbuchs zur Liberalismus-Forschung 2025/1

Lorraine Daston: REGELN. Eine kurze Geschichte.

Berlin: Suhrkamp Verlag, 2024, 432 S., ISBN 978-3-518-58804-8

Wann haben Sie zuletzt einen Kanon gesungen und sich seine „Funktionsweise“ vergegenwärtigt? Versuchen Sie nicht auch, Ihren Youtube-Algorithmus „umzuprogrammieren“, ohne die dahinter verborgenen „Rechenvorschriften“ zu kennen? Und geben Sie es zu, haben Sie sich nicht auch schon über Rechtschreibregeln gewundert oder bisweilen geärgert, gegen sie verstoßen zu haben? Wozu leiten uns Regeln an, wenn sie keine eindeutige Antwort auf eine fragwürdige Notlage versprechen? Solche und ähnliche allzu menschlichen Fragen historisch zu ergründen, die gesellschaftlichen Strukturen und die theoretischen Umwälzungen offenzulegen, ist Anliegen von Lorraine Dastons meisterhaftem Kompendium *Regeln*.

Daston ist emeritierte Wissenschaftshistorikerin des Max-Planck-Instituts für Wissenschaftsgeschichte. Mit *Regeln* ist der Autorin etwas gelungen, das der amerikanischen Wissenschaftskommunikation näher liegt als der kontinental-europäischen. Sie hat ein Werk vorgelegt, das die Gedanken interessierter Laien und des Fachpublikums (für das es einen ausführlichen Anmerkungsapparat gibt) gleichermaßen beflügeln kann. Ihre stupende Belesenheit und beeindruckende Gelehrsamkeit wecken ganz unaufdringlich Lust, sich mit ihr auf eine Reise durch die Geschichte und Theorie von Regeln zu begeben.

Daston beginnt mit der schlichten wie selbstverständlichen Beobachtung, dass das Leben ein Geflecht aus Regeln ist. Wie die Eingangsfragen andeuten, ist Regel nicht gleich Regel. Die Vielfalt der Arten von Regeln bringt uns auf die Spur einer verborgenen Geschichte dessen, was eine Regel ist und tut (S. 12). Dastons historischer Referenzpunkt setzt in der griechisch-römischen Antike an, seit der wir bis heute drei semantische Hauptgruppen von Regeln unterscheiden. Demzufolge besteht das „antike Dreigestirn“ aus Regeln/Richtscheiten (altgriech. kanon aus althebr. qaneh; lat. regula), Vorbildern/Modellen (kanon, paradeigma; paradigmata) und Gesetzen (nomos; ius, lex). Bis Ende des 18. Jahrhunderts war die Bedeutung des Vorbilds oder Modells als Regel vorherrschend. Daneben durchweben drei Gegen-sätze die verflochtene Geschichte der Regeln: füllige oder schlanke Formulierung, flexible oder starre Anwendung und allgemeine oder spezifische Anwendung.

Mit der Monografie verfolgt die Autorin drei Ziele. Erstens will sie zeigen, dass in der Industriellen Revolution die Bedeutung von Regel als Vorbild oder Paradigma (Urteils- und Unterscheidungsvermögen zur Überbrückung der Kluft zwischen Universalien und Einzeldingen) zugunsten des Algorithmus



(in Rechenoperationen zerlegbare Anweisung) und des insbesondere maschinell ausgeführten Algorithmus erloschen ist. Dabei geht es um die Geschichte der Arbeit und der Maschinen wie um die Geschichte des Rechnens. Ein zweites Ziel besteht in der Rekonstruktion der verlorengegangenen Kohärenz innerhalb des Begriffs der Regel, der Verfolgung der spektakulären Karriere des Algorithmus seit dem 19. Jahrhundert. Dastons drittes Anliegen ist es, die Frage zu klären, wie Menschen Regeln formuliert haben, um eine Lücke zwischen dem Allgemeinen und dem Partikularen zu verkleinern.

Diese Ziele bearbeitet Daston in der Auseinandersetzung mit antiken Regeln und ihren Begriffsclustern (Kap. 2), der Beschreibung der Regeln der Kunst und des Handwerks (Kap. 3), der Analyse der Algorithmen vor der mechanischen Berechnung (Kap. 4) und im Zeitalter der Rechenmaschinen (Kap. 5). Die sich daran anschließenden Abschnitte befassen sich mit Regeln im Kleinsten, den Vorschriften und ihrer juristischen und gesellschaftlichen Fitness (Kap. 6) sowie den Regeln im Großen, dem Naturrecht und den „Naturgesetzen“ (Kap. 7). Schließlich kommt eine Regel nicht ohne Beugen und Brechen aus. Mit drei Grenzphänomenen – Kasuistik, Billigkeit, exekutive Prärogative – beschäftigt sich Daston in Kap. 8.

Daston stellt die These auf, dass alle Regeln prophetisch sein wollten. Sie sollten eine Ordnung schaffen, die es noch nicht gegeben hat und vielleicht nicht geben würde (S. 251). Interessant ist dieser Befund am Beispiel von Moderegeln. Das wiederholte Scheitern von Vorschriften hat nicht unbedingt ihr Ende bedeutet. Wer denkt da in unseren Tagen nicht an überambitionierte Corona-Schutzverordnungen? Die wirkungsvollsten Regulierungen müssten in früh verinnerlichten Normen und Bräuchen wurzeln. Aber die Verwandlung von Regeln in Normen könnte Jahrhunderte dauern – ohne feste Aussicht auf Erfolg.

Mit großer Akribie nimmt Daston unseren überlieferten Bestand an Denk- und Erfahrungskategorien auseinander und bürstet die Begriffe gegen den Strich. Mit großer Lust und wohldosierten Anmerkungen gelingt ihr das am Beispiel des Naturrechts und der Naturgesetze. Denn weder Natur und Recht noch Natur und Gesetze gehörten ursprünglich zusammen. Denker wie Grotius, Hobbes, Pufendorf, Descartes u.a. wollten Oxymora (Naturrecht) und Metaphern (Naturgesetz) schaffen, um uns das Nachdenken zu erleichtern (und zu lenken), nicht selten mit normativem, oder besser: ontologischem, Überschuss verbunden. Eigen war der parallelen Entwicklung des Denkens über das Naturrecht und der Vorstellungen über die Naturgesetze in der Frühen Neuzeit, dass sie höchster Ausdruck von Universalität, Uniformität und Unveränderlichkeit des „Gesetzes“ sein sollten (S. 280). Aber nicht alle Theoretiker teilten die Sicht einer unbeugsamen universellen Gesetzlichkeit. Prominentester Vertreter einer radikalen Neufassung des Naturrechts und der Naturgesetze war Immanuel Kant, demzufolge das Naturrecht allein in der Vernunft gründe und die Naturgesetze die unabdingbaren kognitiven Voraussetzungen für ein Verständnis der Natur als Ordnung seien (S. 283).

Schließlich fragt die Autorin zugespitzt: Was war zuerst, die Regel oder die Ausnahme? Nach acht Kapiteln leichtfüßiger Analyse und fulminanter Argumentation folgert Daston eher paradigmatisch als algorithmisch: Eine Ausnahme anzuerkennen heiße ipso facto, die Regel anzuerkennen, die ihr widerspreche und implizit auch die Art von Regel, die sich so klar durch ihre Ausnahmen umgrenzen lasse. Man könnte auch hemdsärmelig formulieren: Nichts geht ohne Kontext „mit all seinen störenden Details und Sonderfällen“ (S. 325), wenn wir von mechanisierten Regelanwendungen absehen (Algorithmen, Naturgesetze). Wenn wir Mehrdeutigkeit als Geschenk betrachten, dann können wir uns auf eine unserer höchsten menschlichen Fähigkeiten berufen, nämlich dem Ermessen mittels Urteilskraft und Analogiebildung. In einer freien und offenen Gesellschaft ist das Handeln von Individuen im Zeichen des „allgemeinen Lebensrisikos“ nicht standardisierbar oder gar steuerbar. Politische Aushandlungsprozesse oder ethische Handlungskoordination ist per se volatil. Meine Handlung beeinflusst den Kontext meines Gegenübers und damit seinen Handlungsspielraum. Diese Ambiguität ist Konstitution und

nicht Resultat freiheitlich und plural verfasster Gemeinwesen. Hierauf eine differenzierte und fröhliche Sichtweise zu entwickeln, macht *Regeln* zu einer kostbaren, witzigen und charmanten Pflichtlektüre für all diejenigen, denen Denken und Handeln in Einheit den Grund ihrer Existenz bedeutet. Lorraine Daston ist ein aufklärerisches, aufgeklärtes und strahlendes Buch gelungen, das ein wohltuendes Angebot an Ordnung stiften kann in unseren politisch und technologisch unruhigen Zeiten.

Dresden

Sebastian Wörfel



ARCHIV DES
LIBERALISMUS

Friedrich Naumann Stiftung
Für die Freiheit.

in Kooperation mit



recensio.net